

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 142.

Dienstag, 20. Juni.

1916.

(4. Fortsetzung.)

Die Braut aus Kanada.

Roman von Hedda von Schmid.

(Nachdruck verboten.)

Frau Gröning wußte zunächst gar nicht, wie ihre Schwiegertochter ausschaute — ob sie hübsch oder häßlich, und gut oder schlecht angezogen war — die Augen der alten Frau standen voll Tränen. Sie breitete ihre Arme aus und schloß Henrika an ihr Herz. Doch diese Umarmung galt eigentlich dem fernem Sohn, nicht seiner Braut, die dann nachher mit niedergeschlagenen Augen und zagen Gesichtsausdruck am Teetisch saß, und auf alle an sie gerichteten Fragen fast nur, wie es Fred bereits zur Genüge an ihr kannte, mit Ja oder Nein antwortete.

„Gott sei Dank, daß sie wenigstens Deutsch kann“, dachte Frau Gröning.

Fred ließ sein Auto über eine Stunde warten. Er hatte sich nicht zweimal nötigen lassen, als Frau Gröning ihm eine Tasse Tee angeboten.

„Oder vielleicht lieber ein Glas Bier?“ hatte sie gefragt.

Aber Fred hatte um Tee gebeten. Thea hatte ihm welchen eingeschänkt, Thea, ganz in Weiß, zu Ehren der Schwägerin in einem neuen festlichen Kleide. Sie sah so überaus reizend aus, daß Fred sich immer wieder erstaunt fragte, wie der gute, blondbärtige, ein bißchen in die Breite gegangene Hans Gröning zu dieser feingliedrigen, schlanken, dunkelhaarigen Schwester kam?

Als Fred sich verabschiedete, bat er Frau Gröning um die Erlaubnis, sich baldigst danach erkundigen zu dürfen, wie seinem Schützling die Reise bekommen wäre.

„Ein so lieber Freund meines Sohnes wird mir jederzeit willkommen sein“, erwiderte Frau Gröning herzlich, und dachte, daß Fred, der so schlicht sich mit ihr über ihren Hansemann unterhalten, der mit solch sichtlichem Behagen den Tee und die belegten Butterbröte, die Thea bereitet, genossen hatte, doch unmöglich der schwerreiche, junge Großindustrielle sein konnte, von dem Tante Viete gefaselt.

Sie fragte Henrika danach, und diese, die so müde war, daß sie sich kaum auf den Füßen halten konnte, erwiderte gleichgültig: „Ja, er ist Millionär.“

Frau Gröning war sprachlos.

Ein Millionär hatte an ihrem Teetisch gefessen — in ihrer bescheiden bürgerlich eingerichteten Eßstube...

„Zwei Tassen Tee hat er getrunken und zwei Brötchen mit Zerkelatwurst gegessen“, berichtete sie am nächsten Morgen ihrer Schwägerin, „und gesagt, daß der Tee ihm lange nicht so gut geschmeckt hat wie bei uns.“

„Du redest soviel von Hans' Freund, erzähl' lieber, wie ist sie denn — die Braut aus Kanada? Wird sie nicht endlich mal ausgeschlafen haben und auf der Bildfläche erscheinen?“ sagte Tante Viete ungeduldig.

„Ach, du lieber Himmel, was soll man über Henrika sagen. Mit niedergeschlagenen Augen hat sie dagefessen und abwechselnd „Ja“ und „Nein“ gesagt“, meinte Frau Gröning bekümmert. „Hansemann hat ja natürlich seinen Geschmack für sich, aber was er an

dem schwarzhaarigen, spüligen Mädchlein gefunden hat, das begreife ich fürs erste noch nicht. Daß sie Vermögen hat, danach sieht sie auch nicht aus — auf Geld würde Hans ja auch nicht sehen. Und schlecht angezogen ist sie.“

„Nun, wenn es weiter nichts ist“, versetzte Tante Viete begütigend, „dem ist leicht abzuhelfen. In Kanada haben sie natürlich andere Moden als hier bei uns. Thea bringt die Kanadierin zu Herzog oder zu Wertheim, und dann sieht sie ein paar Stunden später so aus, als wäre sie frisch aus 'nem Modejournal herausgeschnitten.“

Eine halbe Stunde nachher lautete Tante Vietes vorläufiges Urteil über Henrika: „Was der Hans an dieser Braut hat, ist mir ja auch schleierhaft. Na, er wird sie ja heiraten, und keiner von uns braucht es zu tun. Somit kann es uns ja auch bis zu 'nem gewissen Grade egal sein, wie sie ist. Dünn ist sie wie 'ne Zaunlatte. Sie muß gründlich herausgefuttert werden. Und dann muß sie ein Halbtrauerkleid haben — ihr Großvater ist ja noch nicht mal ein Vierteljahr tot — und ein nettes, weißes Kleid für den Sonntag mit schwarzer Gürtelschleife. Und Thea muß sie umfrisieren. Die Böpfe kleben ihr ja vor lauter Pomade wie die Ketten am Kopf. Liebe Emilie, wir müssen Geduld mit Henrika haben — das arme Kind ist doch ohne Mutter aufgewachsen, dadurch erklärt sich alles“, schloß das alte Fräulein mit Nachdruck.

Frau Gröning seufzte und gelobte sich, Henrika um ihres Sohne willen lieb zu gewinnen, aber nach dem Herzen war ihr die Schwiegertochter wahrlich nicht.

Über Berlin lag das Grau eines herbstlichen Regentages.

Frau Gröning saß in der Eßstube in ihrem grün gepolsterten Lehnstuhl am Fenster und las im fahlen Schimmer des Nachmittagslichtes zum soundsovieltsten Mal den Brief ihres Sohnes, der erst zwei Monate nach Henrikas Ankunft in Berlin in die Hände der Mutter gelangt war.

Hans Gröning war niemals groß im Brieffschreiben gewesen, seine Mutter hatte sich all die Jahr hindurch, seit er drüben war, mit Knapp gehaltenen Berichten über sein Ergehen und seine Erlebnisse begnügen müssen.

So wie er jetzt war, kannten ihn die Seinen überhaupt nicht. Als bereits reifer Mensch hatte er die Heimat verlassen, und doch hatte die Fremde einen anderen aus ihm gemacht. In Gefühlsachen war er von jeher ein bißchen unberechenbar gewesen — scheinbar hatten Herzensgeschichten nicht für ihn existiert, und dann war ganz plötzlich irgendetwas Derartiges bei ihm durchgebrochen.

Seine Verlobung mit Henrika dy Santos war die unliebsamste Überraschung, die Frau Gröning je an ihrem Hansemann erlebt hatte.

Sie kannte seinen Brief, der ihr klarlegte, wie er dazu gekommen war, sich mit Henrika zu verloben, und seine Braut so Hals über Kopf nach Berlin in die Kleiststraße zu senden, fast auswendig, aber sie las ihn von Zeit zu Zeit doch immer wieder. Im stillen hatte sie gehofft, daß Hans, sobald er in Amerika ein gemachter Mann geworden war, heimkehren würde. Sein Brief hier aber sagte ihr, daß sich diese ihre Hoffnung noch nicht erfüllen würde. Sie mußte Hans ja auch recht geben — sein Arbeitsfeld lag vorerst noch drüben, er war den hiesigen Verhältnissen fremd geworden, er hatte sich in Kanada gut eingelebt. Er schrieb seiner Mutter, daß er nach einem Jahre nach Berlin kommen würde, Henrika heimzuholen, und er sprach die Hoffnung aus, daß seine Braut inzwischen von seiner Mutter und seinen Schwestern viel gelernt haben würde.

„Henrika ist ja noch ein großes Kind, liebe Mutter“, schrieb er, „aber gerade das an ihr, gefällt mir so gut. Sie ist denkbar anspruchslos. Sie hat eine schwere, entbehrungsvolle Kindheit gehabt, sie braucht Liebe, um aufzutauen. Ich weiß, wie man dieses schöne Wesen nehmen muß, sie ist wie ein kleiner, verslogener Vogel. Ich bin ja so sehr viel älter als sie, glaube aber doch, ein passender Lebensgefährte für sie zu sein. Zuweilen denke ich, daß es überhaupt am besten gewesen wäre, wenn ich sie nicht nach Europa geschickt, sondern vom Fleck weg geheiratet hätte. Doch ich habe mich in ein großes, geschäftliches Unternehmen gestürzt, das mich mit einem Schlage zu einem sehr reichen Manne machen kann. Es wäre unbequem, ja unmöglich gewesen, meine junge Frau zu jenem Kohlenlager, dem ich meine Arbeitskraft bis auf weiteres widmen will, mitzunehmen. Das ist die praktische Seite — nun kommt die Gefühlsseite, liebe Mutter. Ich will, daß Du die künftige Frau Deines Hansemann kennen lernen sollst. Du bist für mich immer das Ideal einer sorgenden Hausfrau gewesen — Henrika wird, ich hoffe es, sich an Dir ein Beispiel nehmen. Es traf sich glücklich, daß Fred Delarue, mit dem ich schnell vor nicht langer Zeit Freundschaft geschlossen habe, nach Europa abreiste. Da wußte ich Henrika unterwegs in guter Hut. Sie ist ja noch so namenlos weisfremd, meine arme, kleine Henrika! Ihre Mutter — eine Deutschamerikanerin — starb bei ihrer Geburt. Der Vater — Juan dy Santos — brachte das Kind zu seinen Eltern. Die Großmutter war fränklich, die alten Leute führten ein schweres, ärmliches Dasein. Die Familie dy Santos gehört einem alten spanischen Geschlecht an. Henrikas Urgroßvater war aus, Gott mag wissen, welchen Gründen, nach Amerika ausgewandert, sein Sohn, Henrikas Großvater, war ein Mensch, der vor lauter Gier, schnell reich zu werden, es zu nichts in seinem Leben gebracht hat. Er machte beständig Pläne, die sich nie verwirklichten. Um seine Enkeltochter kümmerte er sich kaum. Wenn nicht ein deutsches Ehepaar sich nach dem Tode der Großmutter des Kindes angenommen hätte, so wäre Henrika vollständig verbannt und unwissend. Ich lernte den alten Diego dy Santos kennen, als ich von einer Gesellschaft als Sachverständiger bis an die Grenzen des Urwaldes, wo ein Holzgeschäft in großem Stil in Gange war, geschickt wurde. Diego dy Santos, der dort bereits einige Jahre verbracht hatte, schien die Seele dieses Unternehmens zu sein. Er tat wenigstens so. Ich persönlich hatte kein Zutragen zu der Sache, von der er sich Millionenreichtum versprach. Doch bevor ihm auch nur ein einziger Dollar als Gewinn für die gefällten Baumriesen, die den großen Strom hinabgefloßt werden sollten, in den Schoß fiel, ereilte ihn der Tod. Er war ein Heißsporn, der sich überall unniß machte, auch dort, wo er von Amtes wegen nichts zu suchen hatte. So wollte er den Holzjällern zeigen, wie man seiner Meinung nach die Art handhaben mußte. Da traf ihn ein stürzender Baum mit voller Wucht. Er war auf der Stelle tot. Jammernd warf sich Henrika, die unweit dabei gestanden hatte, denn sie trieb sich wie ein Junge im Walde umher, über den Getöteten, der eigentlich

niemals ein gutes Wort für das Kind seines Sohnes gehabt, der sogar wiederholt in Henrikas und meiner Gegenwart geäußert hatte, „daß sie ihm eine Last wäre“. Aber der alte Mann war doch der einzige Mensch, den das verwaiste Dingelchen auf der weiten Welt hatte. „Henrika“, rief ich sie an, „komm zu dir.“ Ich hob sie vom Erdboden auf, und sie klammerte sich schluchzend an mich. Da, liebe Mutter, hatte ich das Gefühl, „du mußt sie schützen, mußt für sie sorgen“, und da wußte ich, daß ich das verschlossene, sonderbare Kind liebgewonnen hatte. Ich hatte gerade die Nachricht von Delarue erhalten, daß er auf der „Vineta“ seine Rückreise nach Europa antreten würde. Ich verlor keine Zeit, brachte Henrika an die Küste, in den Hafen, und vertraute sie Delarue an. Und nun, liebe, gute Mutter, bitte ich dich und die Schwestern: seid lieb zu Henrika, habt Geduld mit ihr. Sie ist ein scheuer, kleiner Wildling. Es wird ihr, fürchte ich, namenlos schwer fallen, sich im fremden Lande einzugewöhnen. Doch hoffe ich, daß gerade Euer schönes Familienleben, das mir immer wie ein helles Bild vorschwebt, kein andauerndes Heimweh in ihr wird aufkommen lassen. Sie hat ja auch eigentlich niemals eine richtige Heimat besessen. Sie braucht sich nicht ihren Kopf mit Wissenschaften vollzupropfen, ich weiß, daß sie ein offenes Auge für alles besitzt, sie wird von selber lernen. Sie scheint bloß so still und teilnahmslos, ich aber kenne sie besser. Zu mir hatte sie von vornherein Zutrauen gefaßt und gab sich mir gegenüber ohne Scheu. Ein Jahr geht schnell herum, liebe Mutter, besonders dann, wenn einem der Tag nicht Stunden genug hat, um alles das, was man leisten möchte, zu schaffen, bevor einem das letzte Stündlein schlägt. Wenn ich soviel erworben habe, wie ich es mir vorgenommen, dann will ich mich beizeiten zur Ruhe sehen. Irgendwo im alten, lieben Deutschland. In einer kleinen Stadt, wo es noch alte Tore gibt, vor die man des Abends hinauswandert, um den Sonnenuntergang zu genießen. Und Henrika will ich verhätscheln, und Du, Mutter, ziehst zu uns ins Haus, das ich mir bauen will, mitten in einem stillen, schattigen Garten. Thea wird sich ja wohl über kurz oder lang verheiraten, so hübsch wie sie ist. Ich möchte gern ein neues Bild von ihr haben. Aber nun — Schluß, liebe Mutter, es ist dies der längste Brief, den ich Dir je geschrieben habe, er enthält ja auch so viel Wichtiges. Schreib' mir aufrichtig, wie Dir Deine Schwiegertochter aus Kanada gefällt. Grüße die Geschwister und Tante Viete, und seid, bitte, alle miteinander gut zu Henrika. Um das bittet Euch alle

Euer treuer Sohn, Bruder und Neffe

Hans.“

Frau Grönin hatte nasse Augen.

Sie ließ das Briefblatt in ihren Schoß sinken und sann vor sich hin.

Wie gut, wie seelensgut war ihr Zunge!

Ja, sie nannte ihn noch immer in ihren Gedanken ihren kleinen Jungen, obgleich er bereits an den Schläfen grau zu werden begann, wie Henrika sagte.

Mit welcher Liebe gedachte er seiner alten Mutter! — Sie lächelte glücklich über das, was er von der kleinen Stadt und dem Haus im stillen, schattigen Garten geschrieben hatte. . . . Gott gebe, daß er eine richtige Herzenswahl getroffen. Fürs erste hatte sie, seine Mutter, ja leider das Gefühl, daß sie und Henrika einander nicht nähertreten würden. Henrika hatte allerdings ihre anfängliche Scheu bedeutend abgelegt, war aber niemand von den neuen Verwandten innerlich nähergekommen, sogar Thea nicht, die doch wahrlich ihr, der Fremden, aufrichtige Herzlichkeit entgegenbrachte. Thea hatte Henrika sogar ihr eigenes Zimmer abgetreten und war selber in die kleine winzige Fremdenstube, die bisher hauptsächlich als Ablegekammer für Koffer und Kartons gedient hatte, bezogen.

Die einzigen, denen Henrika weniger verschlossen gegenüberstand waren Tante Viete und Heino Gekttern.

(Fortsetzung folgt.)

Himmelserscheinungen im Juni 1916.

Mit dem Übertritt der Sonne aus dem Kalenderzeichen der „Zwillinge“ in das des „Krebses“ am 21. Juni, um 7 Uhr 25 Min. nachmittags — ihr wahrer Stand ist zu dieser Zeit Rektaszension 6 h 0 m und Deklination + 23° 27', also im westlichen Teile des Sternbildes der „Zwillinge“ — erreicht sie ihren nördlichen Wendepunkt an dem sie eine Zeitlang stillzustehen scheint. Solstitium. Nach Überschreitung dieses Punktes wendet sich die Sonne sogleich wieder südwärts, für den oberflächlichen Beobachter freilich zunächst noch unmerklich. Da die Sonne Ende Mai schon einen sehr hohen Stand hat, nimmt ihre weitere Nordwärtsbewegung im Juni nur noch wenig zu; ihre Deklination beträgt am 1. Juni, + 22° 8', am 21. + 23° 27' und am 30. + 23° 11', daher die Zunahme 1° 24' und die nachherige Abnahme 16'. Demgemäß ändert sich auch die Mittagshöhe der Sonne, diese beträgt nämlich für die geographische Breite von 54° (Norddeutschland) 58° am 1. und 59½° am 21. Juni, für die Breite von 61° (Mitteldeutschland) 61° am 1. und 62½° am 21., endlich für die Breite von 48° (Süddeutschland und Mittelösterreich) 64° am 1. und 65½° am 21. Juni. Die Abnahme mit Mittagshöhe bis Monatschluß beträgt nur ¼°. Daraus ergibt sich bis zum 21. eine Zunahme der Tageslänge von fast 16½ bis auf 17 Stunden im Norden und von 15¼ bis auf 16 Stunden im Süden; die bis zum Monatschluß bereits wieder eintretende Abnahme der Tageslänge beläuft sich im Norden auf 5, im Süden auf 3 Minuten. Durch die Morgen- und Abenddämmerung, die nördlich des Parallelkreises von 48° 32' um die Zeit des längsten Tages zur mitternächtigen Dämmerung verschmelzen, wird die Tageshelligkeit noch wesentlich verlängert. Am 21. Juni, dem Solstitium und längsten Tage, beginnt auf der Nordhalbkugel der Sommer, der bis zum 23. September, also 94 Tage, währt.

Unser Mond wechselt im Juni zu folgenden Zeiten seine Phasen: Erstes Viertel am 9., um 12 Uhr 59 Min. vorm., Vollmond am 15., um 10 Uhr 42 Min. nachm., Letztes Viertel am 22., um 2 Uhr 16 Min. nachm., und Neumond am 30., um 11 Uhr 43 Min. vorm. Der Mond befindet sich am 3. Juni, um 10 Uhr 5 Min. nachm., in Erdsferne bei einem Abstände von 63.6 Erdhalbmessern von je 6378 Kilometer und am 16. Juni, um 3 Uhr 2 Min. nachm., in Erdnähe bei einem Abstände von 56.1 Erdhalbmessern.

Von den großen Planeten sind Venus und Mars am Abendhimmel, Jupiter am Morgenhimmel zu beobachten, die übrigen Planeten bleiben dem bloßen Auge verborgen. Betrachten wir die Verhältnisse der einzelnen Körper etwas eingehender, so sehen wir, daß Merkur am 6. Juni, vorm. 1 Uhr, in seine untere Sonnenkonjunktion gelangt, also zwischen Erde und Sonne steht und infolgedessen unsichtbar ist. Der Planet befindet sich am 6. Juni, um 10 Uhr vorm., in seiner Sonnenferne. Die Erdabstände des Merkur sind am 1. 0.56 und am 30. 0.84 Erdhalbmessern oder Einheiten von 149.48 Millionen Kilometer. Der scheinbare Durchmesser des Planeten vermindert sich von 11."9 bis auf 7."0. — Venus glänzt noch während der ersten Monatshälfte als heller Abendstern im Westen, verschwindet dann aber im Lichte der Dämmerung. Am Monatsmitte geht Venus bereits gegen 10½ Uhr abends, darauf schnell immer früher unter. Der Planet, der am 10. Juni im Bilde der „Zwillinge“ rückläufig wird, eilt jetzt schnell seiner am 3. Juni stattfindenden unteren Sonnenkonjunktion zu. Der Erdabstand der Venus vermindert sich noch weiter von 0.42 Einheiten am 1. Juni bis auf 0.29 Einheiten am 30. Juni, ihr Scheibendurchmesser wächst daher von 40."0 bis auf 57."8, also auf fast eine ganze Bodenminute, einen Winkelwert, den kein anderer Planet auch nur annähernd erreicht. Im Fernrohre erscheint Venus gegenwärtig als ziemlich schmale, der Sonne (rechts unten) zugekehrte Sichel, die aber so außerordentlich glänzt, daß man sich zur Beobachtung eines Dampfglases, sog. Venusglases, bedienen muß. Am 4. Juni, um 2 Uhr vorm., hat der Mond mit Venus Konjunktion, bei der sich der Mond südlich von dem Planeten befindet, und am 22. Juni, um 3 Uhr nachm., kommt Venus mit Saturn in Konjunktion, wobei Venus sich dem ihr in Wahrheit so fernem Planeten bis auf weniger als 1 Bogengrad nähert. — Mars, der sich vorläufig im östlichen Teile des „Löwen“ weiterbewegt und mit den hellen Gestirnen dieses Bildes schöne Konstellationen hervorbringt, tritt wegen der langen

Dämmerungen immer später am westlichen Abendhimmel hervor; er kulminiert am 1. um 5 Uhr 38 Min., am 30. um 4 Uhr 40 Min. nachm. Man findet ihn leicht links oben von dem Planetenpaare Venus-Saturn, um so mehr, als er sich durch seine rötliche Farbe von den anderen Sternen unterscheidet und auch noch recht hell leuchtet. Sein Erdabstand vergrößert sich im Juni von 1.46 bis auf 1.67 Einheiten, sein Scheibendurchmesser geht daher von 6."5 bis auf 5."6 zurück. Am 8. Juni, um 2 Uhr vorm., hat der Mond mit Mars Konjunktion, doch bleibt der sich dem Ersten Viertel zuzwendende Mond 4½° südlich vom Mars. — Jupiter, der seit Mitte März verborgen war (er befand sich am 1. April in der Sonnenkonjunktion), taucht Mitte Juni wieder aus dem Lichte der Morgendämmerung auf und erscheint als hellster Stern des ganzen Himmels am Monatschluß schon gegen 1 Uhr über dem östlichen Horizonte. Er bewegt sich rechtsläufig im Bilde des „Widders“ und kulminiert am 1. um 8 Uhr 58 Min., am 30. um 7 Uhr 24 Min. vorm. Sein Erdabstand beträgt am Monatsanfang 5.62, am Monatschluß 5.25 Erdhalbmessern, sein Scheibendurchmesser zuerst 32."5, zuletzt 34."8. Zu Mitternacht vom 24. zum 25. Juni gelangt der Mond mit Jupiter in Konjunktion, aber die abnehmende Sichel des Mondes bleibt recht weit, fast 7°, nördlich von dem Planeten. — Saturn, der seiner auf den 12. Juli fallenden Sonnenkonjunktion zueilt, ist für das bloße Auge im Lichte der Abenddämmerung unsichtbar; er erscheint erst Mitte August wieder am frühen Morgenhimmel. Von ihm entfernt sich die Erde im Juni von 9.85 bis auf 10.74 Einheiten; der scheinbare Durchmesser des Planeten verkleinert sich von 15."6 bis auf 15."3. — Uranus geht im Bilde des „Steinbocks“ schon vor Mitternacht im Südosten auf. Er bewegt sich langsam rückläufig nordwestlich von dem Stern 4. Größe Gamma dieses Bildes und kulminiert am 1. Juni um 4 Uhr 25 Min., am 30. Juni um 2 Uhr 56 Min. vorm. Ihm nähert sich die Erde von 19.56 bis auf 19.16 Einheiten; sein Scheibendurchmesser hat nur den Winkelwert von erst 4."3, seine Helligkeit beträgt 5. Größe. — Neptun, der am 25. Juni in seine Sonnenkonjunktion kommt, kann auch mit besseren Fernrohren nicht beobachtet werden, da er als Sternchen der 8. Größe vom Lichte der Dämmerung völlig überstrahlt wird. Von diesem Planeten entfernt sich die Erde, beider Abstände sind am 1. Juni 36.66, am 30. Juni 30.95 Einheiten.

Zu Beobachtungen am Fixsternhimmel sind die Juninächte wegen ihrer kurzen Dauer und Helligkeit wenig geeignet, überdies schwächt das Mondlicht den Glanz der Gestirne an den meisten Tagen, ausgenommen die ersten und letzten Tage. Wendet man gegen 10 Uhr — gemeint ist hier stets Mitteleuropäische Zeit — seinen Blick zum Firmament, so kann man den Sternstrom der Milchstraße vom Südosthorizonte aufsteigen, in flachem Bogen über den Nordosten ziehen und am Nordnordwesthorizonte wieder verschwinden sehen. Milliarden von Sonnen, alle an Größe etwa unserer Sonne gleich, fließen in ihr zu dem magischen garten Schimmer zusammen, der unser ganzes Weltssystem spiralförmig umschließt und nur deshalb so schwach leuchtet, weil die ihn bildenden Körper über alle Maßen weit von uns, die wir näher der Mitte stehen, entfernt sind, so weit, daß das ungeheure schnell den Raum durchdringende Licht einige tausend Jahre gebraucht, bis es unser Auge erreicht hat. Doch nicht bloß scheinbar, sondern wirklich stehen die Sterne der Milchstraße gedrängter als anderwärts, obwohl jede einzelne dieser Sonnen von der ihr nächsten durch Billionen von Kilometer getrennt ist. Hier verliert der Begriff „nahe“ seine ihm sonst beigelegte Bedeutung vollkommen. Alle sich von dem lichten Grunde der Milchstraße abhebenden helleren Gestirne, die sich zu den bekannten Bildern gruppieren, also von Südosten nach Nordnordwesten, „Ade“, „Schwan“, „Cassiopeja“ und „Perseus“ sowie die außerhalb stehenden Konfigurationen: der „Gr. Bär“ westlich vom Zenit, der „Fuhrmann“ im Nordnordwesten, die „Zwillinge“ im Nordwesten, der „Löwe“ im Westen, die „Jungfrau“ im Südwesten, der „Skorpion“ tief im Süden und hoch darüber „Bootes“, endlich die „Geier“ hoch im Osten, sie und alle die anderen unscheinbaren Bilder füllen den Raum innerhalb des ungeheuren Spiralsystems aus, sind uns also relativ nahe. Und nun denke man sich jeden der zahllosen Sonnenkörper gleich dem unsrigen als einen gigantischen Glutball mit einer Temperatur von 3000° bis 12000° C., umgeben von einem Meer von Planeten und Kometen, und wieder die Gesamtheit von Milliarden solcher

Sonnensysteme, um auf der einen Seite die wahre Größe dieses einen Milchstraßensystems, des einen unter unzähligen, zu ahnen, auf der anderen Seite die wahre Kleinheit unserer Erde und mehr noch die der eigenen persönlichen Welt zu begreifen.



Aus der Kriegszeit.

S. M. S. . . . , den 4. Juni 1916. (Zens. N₃.) Liebe Eltern! Meine Karte werdet Ihr wohl erhalten haben, also ich bin noch gesund und munter und wir sind glücklich in den Heimathafen zurückgekehrt. Das meiste werdet Ihr ja wohl schon in der Zeitung gelesen haben, wie diesmal die Maus an der Stake war. Aber es war eine sehr heiße Schlacht. Ich hatte sie mir schlimm vorgestellt, aber so doch nicht. Also mittags um 1/2 Uhr war klar Schiff zum Gefecht und wurde uns gemeldet, unsere Panzerkreuzer sind auf den Feind gestossen, und es dauerte gar nicht lange, so hatten wir die Soße. Da ging es los. Um 6 Uhr 49 schossen wir unsere erste Salve ab, und bei der zweiten Salve brannte unser Gegner. Da könnt Ihr Euch diese Freude bei uns an Bord denken. Aber bei uns fausten auch die 34-Zentimeter und 38-Zentimeter rum, und die See brummte. Es ist nicht zu verleugnen, der Engländer schießt gut, aber er hätte besser schießen sollen, wenn er uns was anhaben wollte. Wir haben natürlich auf unserer Seite auch Verluste, aber diese sind gering, denn bei uns hat sich alles gut bewährt. Man sollte es eigentlich nicht für möglich halten, früher dachte man immer, ein modernes Seegefecht würde sich auf sehr großer Entfernung abspielen, aber so war es nicht. Wir hatten uns so ineinander verbissen, daß wir auf 9 Kilometer, ja sogar auf 5 Kilometer zusammen kamen, und da könnt Ihr Euch mal die Wirkung von den schweren Geschützen vorstellen. Es war direkt schauerhaft. Der kleine Kreuzer „Wiesbaden“ lag, als er bereits nicht mehr fahren konnte, direkt an unserer linken Seite, aber er wehrte sich immer noch tapfer. Dann, als die Nacht einbrach, dachten wir, jetzt wird jedenfalls die Schlacht abgebrochen, aber da hatten wir uns sehr getäuscht, es ging immer weiter und immer weiter. Die Sache hatte da erst Stimmung bekommen, es gibt kein schöneres Bild. So ein paar Salven, und gleich sahen wir den feindlichen Panzerkreuzer lichterloh brennen, ein Stück brach nach dem anderen ab, bis zuletzt durch innere Explosionen das ganze Schiff in die Luft flog. Interessant war es mit den Zerstörern, welche uns auch angreifen wollten. Eine Salve, und dann verbrannten sie, und zwar so ähnlich, als wenn man so ein Papierschiffchen ansteckt. So was, das muß man gesehen haben, und ich bin auch froh, daß ich an dieser Seeschlacht teilgenommen habe, hoffentlich können wir das bald noch einmal. Denn der Engländer ist unser Erzfeind und bleibt es auch, deshalb muß er so erdrückt werden, bis er's Maul hält. Nun, liebe Eltern, ich kann Euch leider hier nicht alles so genau schreiben. Es geht eben in großer Eile, denn wir haben viel und allerhand zu tun. Seid vielmals und recht herzlich begrüßt von Eurem treuen Sohn Paul.

Der verschüchterte „City-Mann“. Der Londoner „City-Mann“ nahm stets eine besondere Stellung ein, da während der Arbeitszeit er es war, der die Stadt beherrschte und ihr auch äußerlich ihr besonderes Gepräge gab. Abgesehen von einzelnen eleganten Geschäftsstraßen zeigte die Londoner City im Frieden ein auffallendes Gewimmel von Männern aller Alter und Berufe, daß die Frauen, wenigstens während der Geschäftsstunden, völlig in den Hintergrund trafen. Aber auch dies hat sich im Kriege geändert, und heute sind in der Londoner City die Männer in der Minorität, während die Frauen in immer größeren Mengen den Platz beherrschen. Wo man früher zur Zeit der Mittagspause endlose Scharen von männlichen Angestellten aus den Bureaus und Geschäften strömen sah, erblickt man jetzt junge Mädchen und Frauen, die den größten Teil der Arbeit an sich gerissen haben. Der „City-Mann“ aber betrauert sein Kriegsgeschick, das ihn völlig in den Hintergrund drängt und ihm dort, wo er seit Generationen alleiniger Herr war, nur ein schüchternes Dasein gestattet. Auch

der Betrieb der öffentlichen Lokale und Geschäfte zeigt deutlich den Einfluß dieses Umschwungs; die Bierlokale, Rauchzimmer und Tabakläden werden immer weniger aufgesucht, während die Schokoladengeschäfte und Konditoreien ungeahnte Zeiten des Erfolges haben.

Englisch und die deutsche Seemannssprache. Wie das allgegenwärtige Bewußtsein des Weltkrieges alte Interessen gesteigert und neue geschaffen hat, da heute alles, was mit dem Kriege in irgendeinem organischen Zusammenhang steht, für uns mit Recht von besonderer Bedeutung erscheint, so wurde auch die Frage des deutschen Sprachgebrauches und der verschiedenen Dialekte und sprachlichen Eigenheiten in allen Teilen des Deutschen Reiches zum Objekt ebenso ausführlicher wie dankenswerter Betrachtungen. Da aber bisher die Soldatensprache hauptsächlich nur insofern untersucht wurde, als sie sich auf die verschiedenen Gruppen der Landarmee bezieht, ist es nur recht und billig, sich nun auch mit der deutschen Seemannssprache näher zu befassen, die gerade in diesen Tagen bei allen Deutschen auf besondere Teilnahme stoßen wird. Nichts ist dem Deutschtum ein heiligeres Pfand, als die junge Kraft der deutschen Flotte, und darum muß auch die Sprache, deren sich unsere Seeleute bedienen, in allen Kreisen Deutschlands Beachtung finden. Ein lehrreiches Bild der Zusammenfügung unserer Marinesprache und der Herkunft der in ihr üblichen Worte, Wendungen und stehenden Redensarten bietet die „Mar Dea überall!“ betitelte Schrift des Geh. Konsistorialrates und früheren Marineoberpfarrers Gustav Goebel, die demnächst im Quai-born-Verlag der Vereinigung von Freunden der niederdeutschen Sprache und Literatur in Hamburg erscheint. Wie der Verfasser auf Grund seiner jahrelangen Beobachtungen feststellt, hat die deutsche Seemannssprache mit dem Niederländisch-Friesischen so viel gemein, daß sie sich beinahe restlos aus ihr erklären läßt. Man kann sagen, daß die ganze Seelüste von Fommern bis Flandern an der Bildung der Sprache unserer Seeleute beteiligt war, daß also das eigentlich Seemännische in der hochdeutschen Seemannssprache niederdeutsch ist. Unsere Seemannssprache gebrauchte das Niederdeutsche, wie es von Fommern bis Flandern gesprochen wird. Unter dem siegreichen Einfluß des Neuhochdeutschen hat sich äußerlich manches geändert, aber der Kern der wirklich Seemännischen Ausdrücke blieb niederdeutsch und hat sich bis heute vor fremden Einflüssen bewahrt. Ganz besonders ist zu betonen, und dies ist der Hauptzweck dieser Ausführungen, daß es ein ganz unbegründeter Irrtum ist, anzunehmen, daß unsere Seemannssprache englisch beeinflusst sei. Da diese falsche Meinung außerordentlich stark verbreitet ist, ist hier eine energische Richtigstellung nötig. Wo es so aussieht, als habe das Englische unsere Seeleute beeinflusst, da ist fast stets das Gegenteil der Fall, denn die beiden Sprachen gemeinschaftlichen Seemannsausdrücke haben die Engländer von uns und nicht wir von ihnen. Abgesehen vom Maschinwesen ist die eigentliche deutsche Seemannssprache der englischen nichts schuldig, sie ist keineswegs als die Tochter der englischen, sondern viel eher als ihre Mutter zu betrachten. Unendlich reich ist die Zahl der Beispiele, die dies erhärten können. So ist das Wort Jacht, das meist für englisch gehalten wird, so niederdeutsch wie nur irgend möglich. Im ganzen Mittelalter gab es in Niederdeutschland Jachten, und der Name stammt vom Reinen, Schnellfahren, Jagen. Aber gerade diese falsche Meinung hat in unserer Sprache späterhin eine Englandflucht hervorgebracht, die wohl für immer erledigt ist. So enden die Namen der ostfriesischen Inseln beinahe sämtlich auf oog, was nicht, wie man allgemein glaubt, Auge heißt, sondern Wasser. Im Westen, mehr nach England zu, wurde diese Endung fälschlich anglisiert, daher der Name Norberney (ey heißt auf Englisch Auge). Auch hier ist also die wirkliche Sprachform nicht englisch, sondern deutsch, und nur irrtümliche Auffassungen haben unrichtige Wendungen hervorgebracht. Auch das Wort Maat kommt nicht von jenseits des Kanals, sondern es ist von uns aus nach England gewandert. Erst die Engländer haben hieraus für sich die Bezeichnung „mate“ gemacht. Trotz dieser Belehrungen dürften aber auch vorichtiger Leute der Ansicht sein, daß wenigstens das Wort „crew“, das Besatzung bedeutet, echt englisch sei. Der Form und dem Aussehen nach ist dies auch ungewisselhaft der Fall. Und doch ist auch dieses angeblich urenglische Seemannswort ursprünglich deutsch. Althochdeutsch hieß es gruan, gruan, croen; mittelhochdeutsch grüezen. Hieraus entstand dann das mittelniederdeutsche Wort krup, das Herde und Gemeinschaft veranbildlichte. Es ist offenbar, daß die Angeln und Sachsen das Wort mit hinübergenommen haben, wo dann aus krup die Bezeichnung „crew“ wurde. Darum wäre es nur richtig, wenn wir auch hier ehrlich beim guten Deutsch blieben und das Wort krew schrieben. So erweist sich fast jedes scheinbar englische Seemannswort, das bei uns in Gebrauch ist, als ursprünglich deutsch. Und es ist Pflicht der deutschen Seeleute wie auch der Landratten, den deutschen Ursprung zu wahren und sich endlich endgültig von der irrtümlichen Meinung zu befreien, daß unsere Seemannssprache einen großen Teil ihrer Ausdrücke dem Englischen entliehen habe und ohne englischen Einfluß nicht unverändert fortbestehen könne.